

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Jugenderinnerungen

Devrient, Therese

Stuttgart, [1908]

Berlin (Oktober 1818 bis März 1819)

[urn:nbn:de:bsz:31-37763](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-37763)

Berlin

(Oktober 1818 bis März 1819)

Wir hatten in einem ganz entgegengesetzten Stadtviertel, in der Beerenstraße, eine kleine, bescheidene Parterrewohnung bezogen, zwei für uns überflüssige Zimmer waren wir so glücklich gleich an ein paar Studenten zu vermieten. Der eine war Theologe, der andere, ein junger Mann von Adel, Jurist, beide aus Holstein, was ihnen, da sie hörten, daß wir längere Zeit dort gelebt, eine Art landsmännisches Interesse für uns gab. Sie waren gebildete junge Leute, so daß meine Eltern ihnen gern ihren Wunsch, uns zuweilen abends besuchen zu dürfen, erfüllten. Vater besonders hatte große Freude an dem muntern Geplauder der jungen Leute, nur Eduard schien jedesmal verstimmt, wenn er bei seinen abendlichen Besuchen die Studenten auch an unserm Teetisch fand, sie verstanden es aber bald ihn in ihre anregenden Gespräche zu ziehen. Vater, der schon alle Morgen früh nach seinem Geschäftslokal ging, fand große Befriedigung in dieser neuen, selbständigen Tätigkeit. Das stille, bescheidene Leben war uns allen eine wahre Erholung nach der unruhig aufregenden vergangenen Zeit.

Mein 15. Geburtstag (Oktober 1818) rückte heran. In meinem roten Festtagskleide, ein rotes Samtband um die Locken gebunden, stand ich gerührt, verlegen da, die Glückwünsche und kleinen Geschenke in Empfang zu nehmen, als auch Eduard kam. Er war sehr herzlich und reichte mir ein Päckchen mit der Bitte, es jetzt nicht zu öffnen, da er nur wenig Minuten bleiben könne, er freue sich aber den Abend mit uns zuzubringen.

Raum war er fort, so holte ich das Päckchen, setzte mich damit auf den Fenstertritt, und Mutter, Mine, Lore, alle kamen eiligst herzu. In großer Erregung wickelte ich den Umschlag auseinander und las die Überschrift. „An Therese zu ihrem 15. Geburtstage.“ Ich blätterte und zählte 15 Quartseiten vollgeschrieben.

„Herr Gott! das kann ich nicht alles lesen,“ rief ich. „O du undankbares Kind, der Mensch gibt sich so viel Mühe für dich, und du willst es nicht einmal lesen!“ sagte Mutter vorwurfsvoll.

„Nun, das muß er aber doch wissen, daß ich“ — dabei fing ich aber doch an zu lesen.

„Lassen Sie mich an dem heutigen Tage, der Sie so ernst in eine neue Welt einführt, der die Schranke der fröhlichen Kindheit vor Ihrem Blicke einstürzt, so recht als wahrer Freund zu Ihnen sprechen.“

Und nun lobte er meine Talente, — meine Heiterkeit — bat mich, diese Gabe mir auch im Alter zu bewahren und zeigte mir die Mittel hierzu, durch Tugend und Frömmigkeit.

„Ach, du lieber Gott!“ seufzte Mine. — Ferner tadelte er meinen Stolz, daß ich nie bitten wollte u. s. w.,

kurz, es war eine lange moralische Abhandlung, die ich mich nicht enthalten konnte, in pathetisch singendem Kanzelton vorzutragen. Als ich geendet, wickelte ich meine Epistel verdrießlich zusammen.

„Sehr schön!“ sagte Mutter.

„Na!“ sagte Mine.

„Nicht wahr, Mine, für einen jungen Mann von 17 Jahren ist er doch zu vernünftig,“ flüsterte ich.

„Freilich, unausstehlich ist er, ganz unausstehlich,“ antwortete sie.

Im Verlauf des Tages guckte ich zwar öfter heimlich in Edwards Schrift, und dann kam mir manches darin wahr und gar nicht so häßlich vor; aber ich war doch recht verlegen, was ich ihm abends darüber sagen sollte.

Glücklicherweise kam er mit den beiden Studenten zugleich, so ging ich rasch zu ihm hin und sagte nur: „Ich danke auch schön!“ Damit hoffte ich loszukommen, er aber nahm meine Hand, beugte sich zu mir nieder und fragte in seinem süßesten, unwiderstehlichsten Tone:

„Sind Sie mir böse, daß ich so offen, so rückhaltlos zu ihnen gesprochen habe?“

Ich sah ihn an, die dumme Epistel war ganz vergessen, ich schüttelte den Kopf.

Da trat Naide, unsere nachbarliche Freundin, ein und füllte gleich die ganze Stube mit Lust und Ausgelassenheit.

„Heut müssen wir Blindfuß spielen,“ rief sie, „das ist Theresens Lieblingspiel,“ und nach wenig Minuten liefen all die erwachsenen, vernünftigen Leute

wie tolle, kleine Kinder in dem engen Zimmer umher. Vater nahm lebhaft teil daran, er versteckte Lore und mich ganz beängstigt hinter sich, wenn uns Gefahr drohte, gehascht zu werden.

Wir waren alle in höchst glücklicher Stimmung. Nur einmal, als ich bei Eduard vorüberhuschte, hörte ich, wie er Maiden viel Schmeichelhaftes über ihre schönen Augen sagte.

„Der Heuchler!“ dachte ich, „mir predigt er Tugend und Frömmigkeit!“ Ich ward recht böse auf ihn, aber nicht lange, denn alle waren so freundlich und liebevoll gegen mich — auch Eduard, — daß meine üble Laune schwand, und ich ihm seine unpassende Galanterie vergab.

Aberdies wußte ich nur zu gut, daß sein Herz von solchen Koketterien nicht berührt wurde. War es doch ganz von einem andern Gegenstand erfüllt; und dieser Gegenstand war — seine Tante, eine Frau fast noch einmal so alt als er. Ihr Mann, der vergötterte Ludwig Devrient, beglückte Tausende durch seine Kunst und war doch nicht imstande, das Glück dieser einzigen, die auf ihn angewiesen war, zu gründen. Er hatte sie wohl zum Teil aus Gutmütigkeit geheiratet, weil es ihr in Breslau beim Theater, wo sie zusammen engagiert waren, nicht gut erging. Ihre bleiche Duldermiene aber machte ihm bald Langeweile, er ließ sie und verbrachte seine freie Zeit mit seinem Freund, dem Dichter G. L. A. Hoffmann im Weinhaus.

Was den Onkel forttrieb, lockte den Neffen an. Dem verkannten, ungeliebten Weibe Tröster zu sein, stellte er sich zur Aufgabe seines Lebens. Er schwärmte

mit ihr in den höchsten Gebieten der Kunst. Wenn seine wärmere Empfindung für sie zuweilen durchbrach, wies sie ihn streng zurück, und er betete den reinen Engel nur um so inbrünstiger an. Daß sie einen andern Tröster kannte, einen flotten jungen Mann, den sie später, vom Onkel geschieden, auch heiratete, davon wußte Eduard freilich nichts, würde es auch keinem Menschen geglaubt haben.

So hatte er denn, was in damaliger Zeit zu einem richtigen Jüngling von 17 Jahren notwendig gehörte, eine vollständig unglückliche Liebe. Sie gab seinem Wesen etwas schwärmerisch Melancholisches, was ihm sehr gut stand und ihn bei allen Damen interessant machte. Mine war die Vertraute dieser Neigung und sehr stolz darauf, ich aber recht froh, daß er mich nicht dazu erwählt, denn ich würde schwerlich all seine Entzückungen über diesen reinen Engel so geduldig mit angehört haben. Abends saß er oft stundenlang in Gedanken versunken bei uns am Flügel und phantasierte, daß fast die Saiten sprangen. Mutter winkte mir zu und zeigte auf ihren Kopf, der ihr weh davon tue, das brachte mich zum Lachen, und ich setzte mich geschwind hinter ihn ans Fenster, damit er es nicht bemerke. Hier konnte ich nun wieder stundenlang sitzen, seinen Rücken ansehen und die schönen blonden Locken an dem vorgebuckelten Kopfe und hörte von all dem Trommeln und Lärmen auf dem Klavier keinen Ton.

War das Wetter schön und sein Herz ihm gar zu voll, so kam er und forderte uns auf mit ihm hinauszugehen ins Freie. Ich hatte zwar selten Lust dazu,

da ich alles Spazierengehen haßte, ließ mich aber doch erbitten. Die schön gebahnten schneeigen Wege unter den weißbereiften Bäumen entzückten mich, und ich lief lustig mit Lore voran. Wenn Eduard dann aber immer neben Mine ging und von der Tante erzählte, fingen wir gewöhnlich an heftig zu frieren und trieben zum Nachhausegehen. Klage ich hier nun über Kribbeln in den Fingern, so wärmte er mir die kalten Hände in den seinen oder hauchte sie warm, — erhielt aber doch keinen freundlichen Blick dafür von mir.

Weihnachten kam, fand aber nicht wie sonst uns in so schöner Festesstimmung, denn Vater klagte viel, ganz seiner sonstigen Gewohnheit entgegen. Der Arzt hielt seinen Zustand für vorübergehend und durchaus nicht besorgniserregend. Aber die sehr bedrückte, traurige Stimmung des lieben alten Mannes, der stets alles, was uns nur im geringsten beunruhigen könnte, zu verbergen gewußt hatte, ängstigte uns dennoch. Er ging fast gar nicht mehr aus, saß still und gedankenvoll in der Sofaecke und war sanft und freundlich wie immer. Zuweilen, wenn er sich unbemerkt glaubte, stand er lange vor Franzens Bild, und Tränen rollten über seine Wangen.

Nach langem Schweigen kam ganz unerwartet und überraschend ein Brief von Franz, dessen Schicksal uns bis jetzt völlig unbekannt geblieben war. Er schrieb, daß es ihm aufs neue geglückt sei, sich eine Existenz zu gründen; er sei Direktor einer Kohlengrube und eines

Maunwerkes in Oberschlesien und bitte uns dringend, noch einmal unser Schicksal ihm anzuvertrauen, und in den ersten Frühlingstagen nach Babilgora, seinem jetzigen Wohnorte, zu kommen. Er sehne sich aus tiefster Seele wieder nach dem Zusammenleben mit uns, und auch uns würde gewiß der Aufenthalt auf dem Lande, in der frischen Gebirgsluft wohlthun.

Auf welche Weise es ihm abermals geglückt war, eine solche Stellung zu erlangen, sagte er nicht, aber wir waren bei ihm schon gewohnt, das Unglaublichste möglich zu finden.

Vater schien durch diese Aussicht für uns einer großen Sorge enthoben zu sein, denn von dem Augenblick an ward er sehr ruhig, ja heiter, aber er fühlte sich viel kränker. Es war, als erlaube er sich erst jetzt krank zu sein.

Eines Abends, als Eduard beim Fortgehen ihm gute Nacht wünschte, nahm er mit großer Bewegung seine Hand und sagte: „Ist es wahr, daß Sie zum Theater gehen wollen?“ — „Es ist mein höchster Wunsch!“ — „Haben Sie auch recht bedacht, wie gefährlich die Laufbahn ist, die Sie erwählen wollen? — Führen Sie sich die Versuchung zur Eitelkeit und Unsitlichkeit nur recht scharf vors Auge. Bleiben Sie gut und rein wie bisher!“ — Er war sehr aufgeregt, wir hatten Vater niemals so sprechen hören, Tränen standen ihm in den Augen. Er zog Eduard zu sich nieder, umfaßte ihn, küßte ihn und sagte, wie zum langen Abschiede:

„Leben Sie wohl, mein lieber Sohn . . .!“

Eduard ging tief erschüttert. Vater saß noch lange

unbeweglich da und blickte ernst vor sich hin. Am andern Morgen fühlte er sich sehr krank. Gegen Abend fragte Vater wiederholt, ob der Hausschlüssel auch nicht verlegt sei, und ob wir unsers Arztes Hausnummer genau wüßten.

„Wozu fragst du das?“ sagte Mutter beängstigt.

„Der Vorsicht wegen, mein Herz; kein Mensch kann ja wissen, was ihm begegnet,“ antwortete er.

Die Nacht ging zwar ruhig vorüber, aber er konnte am nächsten Morgen nicht mehr aufstehen. Der Arzt kam, fand die Krankheit unbegreiflich rasch gesteigert und gab wenig Hoffnung.

Mine saß beständig an seinem Bette, wir andern wechselten ab, und da die Türe seines kleinen Zimmers nach dem unsern immer offen stand, so konnten wir bei allem, was wir vornahmen, doch zu ihm hineinsehen, und es schien auch ihm Freude zu machen, unser Tun und Treiben beobachten zu können. Er war ruhig und unbeschreiblich sanft und gut. Jeden kleinsten Dienst lohnte er durch ein Lächeln oder einen Dank. Von unserer Reise nach Schlesien sprach er gern und oft.

„Ja, ja,“ sagte er einmal mit schwacher Stimme, „sobald die Bitterung schön wird, geht ihr nach Babigora.“

„Wir — und du?“ — „Ich begleite euch,“ antwortete er mit schmerzlichem Lächeln.

Die Krankheit steigerte sich von Tag zu Tag, er aber blieb seiner lieben, sanften Weise getreu. Und dann kam der letzte Tag. Gegen Abend wurden seine Phantasien heftiger. Er rief mit tiefem, feierlichem Ton: „Die lange Nacht fängt an, gebt mir mein Sterbehemd

und die heiligen Gebote!" Er machte eine Bewegung, als ob er sie um die Stirn legte, und fing in schwachen, unheimlichen Tönen an zu beten und zu singen. Es klang schauerlich in der stillen Nacht aus dem düstern Krankenzimmer. Keines von uns regte sich, Mine saß unbeweglich an seinem Bette und beobachtete jeden seiner Atemzüge. Ich stand in der offenen Thüre des Krankenzimmers und starrte mit unbeschreiblichem Schmerz die bleichen, immer tiefer werdenden Züge des lieben, frommen alten Mannes an, und fühlte mein Herz von Mitleid vergehen, wenn ich auf Mutter blickte, die im Nebenzimmer, das Gesicht in die Sofaecke gedrückt, schluchzend lag und der totenbleichen Lore Hand fest in der ihrigen gepreßt hielt.

Um Mitternacht verlor auch Mine ihre Fassung. Sie kam hastig auf mich zu und sagte zwar leise aber mit furchtbarer Eindringlichkeit: „Schickt zum Arzt, um Gotteswillen, wir müssen noch etwas versuchen!" Mutter hatte es gehört, sie sprang auf und schien durch diesen Vorschlag wie neu belebt. In größter Eile ward ein Bote abgesendet. Wir wußten, daß keine Rettung möglich sei, sahen auch wie schlimm es um Vater stand, und dennoch waren wir alle auf einmal wieder so von Hoffnung beseelt, und das Gefühl, daß wir nicht müßig seine Leiden nur ansehen, daß wir etwas für ihn unternommen, übte eine so erquickende Gewalt über uns aus, daß wir auf Augenblicke ganz heiter wurden. All unsere Gedanken waren jetzt dem Boten zugewendet, kaum war er fort, so fingen wir schon an zu warten, daß er wiederkehre; die Ungeduld folterte uns, qualvoll langsam

schlichen die Minuten, unerträglich lang war uns die Zeit. Ich schob den Laden zurück, öffnete ein Fenster und lehnte mich hinaus. Es war eine feuchte, trübe Nacht, kein Stern am Himmel. Schauerlich, gespenstisch standen die hohen Häuserreihen eng aneinandergedrückt mit vielen schwarzen Fensterhöhlen mir gegenüber, so dunkel und still, alle in tiefem Schlaf; mir kam es wie ein großer Kirchhof mit hochauferichteten Leichensteinen vor. Kein Laut war zu hören als die unheimlichen Töne des Sterbenden drinnen und des Nachtwindes, der durch die Straßen strich. Mich schauerte, und meine Zähne schlugen aneinander. Da hörte ich fernes Rollen eines Wagens. „Das wird er sein,“ rief ich hinein. Mutter und Lore eilten ans Fenster, er kam näher, hielt vor unserm Hause still; ich stürzte hinaus, ihm zu öffnen und schrie entsetzt: „Nicht der Doktor? Sie kommen allein.“ „Er läßt sich entschuldigen und schickt hier Pulver, wovon Sie eins gleich und nach zwei Stunden wieder eins geben sollen.“

Mutter nahm schweigend das Pulver, wir brachten Wasser und Löffel und stellten uns hinzu, all unsere Hoffnungen und Wünsche auf dies kleine Papier gerichtet. Sie öffnete, sagte tonlos: „Großer Gott, es ist Moschus,“ und war einer Ohnmacht nahe; als sie sich ein wenig erholt hatte, ging sie mit dem Löffel hinein. Mine nahm ihn Mutters zitternden Händen ab, erkannte den Geruch und warf ihr einen Blick des Schmerzes zu, den ich nie vergessen werde.

Von diesem Augenblicke an aber waren wir ruhiger, wir wußten, daß wir nichts mehr zu hoffen hatten. Von

Angst, Wachen und Aufregung waren Lore und ich so erschöpft, daß wir es willig annahmen, als Mutter in uns drang, ein wenig zu ruhen. Im anstoßenden Alkoven lagen wir Hand in Hand, die arme Lore krampfhaft bebend, und schlummerten bald ein. Durch ein Geräusch erschreckt, fuhr ich plötzlich in die Höhe. Lore saß schon aufgerichtet im Bette. Mit lauter Stimme hörten wir jetzt Vater die Gebete singen. Wir eilten hinein. Da lag er halb aufgerichtet und sang mit höchster Begeisterung in lang gehaltenen klingenden Tönen, bis zum Morgen hin.

Als der Tag anbrach, verstummten die Gesänge, todesmatt und bleich, aber mit einem seligen Lächeln und dem Ausdrucke des himmlischen Friedens blickte er uns an. Sein Bewußtsein war wiedergekehrt. Er bat Mutter, zu seinem Bruder zu schicken, daß er mit einigen frommen Leuten zu ihm käme, die letzte Stunde mit ihm zu beten. Es ist dies ein Gebrauch bei den Juden, von dem sich keiner, nach dem geschickt wird, ausschließen darf.

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, so traten sechs Männer, die dreieckigen Hüte auf dem Kopfe, ein. Ohne zu sprechen oder sich auch nur umzusehen, gingen sie langsam durch unsere Zimmer auf das Lager des Kranken zu, und umstanden es in einem Kreise.

Vater erkannte seinen Bruder und blickte freundlich zu ihm auf, dieser reichte ihm die Hand, aber ohne das geringste Zeichen von Rührung oder Bewegung, dennoch entzückte mich der Ausdruck seines Gesichtes, denn auf seiner tiefgefurchten Stirne lag ganz der Ausdruck der Heiligkeit dieser Stunde. Ein brennendes Licht wurde

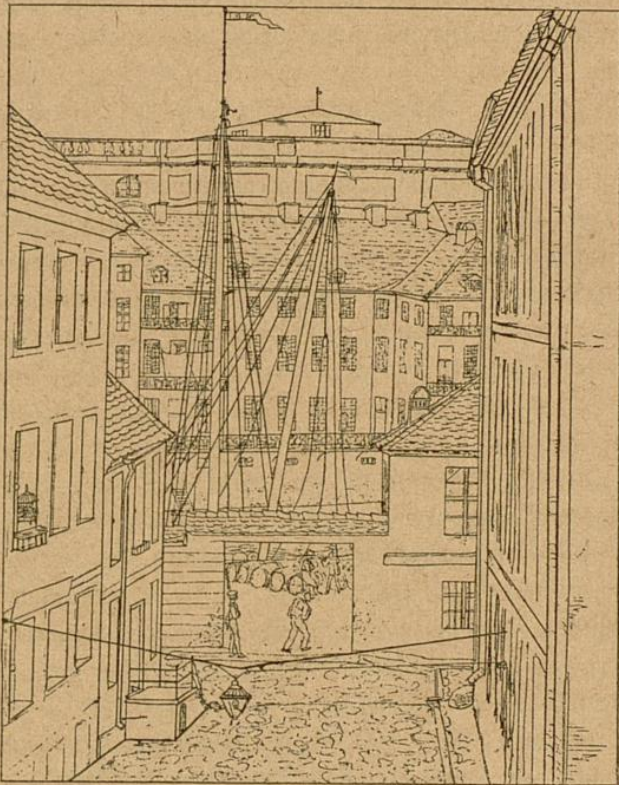
an das Hauptende des Bettes gestellt, und die sechs Männer begannen in eintönigem Gemurmel die Gebete herzusagen, die wir schon die Nacht hindurch von Vater gehört hatten. Er lag ganz ruhig mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, nur seine Lippen bewegten sich wie zum leisen Gebet. Als es beendet, sagte er kaum noch hörbar: „Amen — o wie wunderschön,“ — und starb.

Wir bezogen auf einige Tage die Zimmer der Studenten, die so freundlich waren, sie uns zu überlassen. Kein lautes Klagen störte diese großen Stunden, wir genossen die Seligkeit des Dahingeshiedenen mit ihm und hätten uns geschämt uns seiner unwürdig zu zeigen.

Die mancherlei Besorgungen, die nun nötig wurden, und die für uns bei der gänzlichen Unbekanntschaft mit den jüdischen Gebräuchen um so peinlicher waren, alle diese besorgte der gute, alte Onkel, dessen milde Freundlichkeit uns unbeschreiblich rührte. Nachdem wir zwei Tage in stiller Zurückgezogenheit in den Hinterstuben zugebracht hatten, wurden wir am dritten Morgen durch heftiges Hin- und Herlaufen und Zuschlagen der Türen durch den Zugwind aufgeschreckt. Gleich darauf hörten wir gleichmäßig rutschende Tritte, und wußten jetzt, was man uns verschwiegen hatte, daß sie die Leiche des lieben, alten Mannes hinaustrugen. Nun brach unser Schmerz gewaltsam hervor, und ich fühlte mich vom Kummer ganz zerknickt.

Gegen Abend kam Eduard. Er war so teilnehmend und herzlich, hörte so liebevoll unsere Erzählungen von Vaters letzten Stunden und tröstete so sanft und mild, daß mir war, als ob ein unendliches

Glück mir zuteil geworden wäre, nicht als ob ich den ersten unersehlichen Verlust zu betrauern hätte. Ich zermalnte mich fast mit Vorwürfen. Ich haßte mich, nannte mich ein herzloses, gefühlloses Geschöpf! Umsonst! Immer standen Eduards Trostesworte neben meinem Kummer und ließen ihn nicht aufkommen.



114-Berlin

In den ersten Tagen des März [1819] hatten wir beschlossen, Berlin auf immer zu verlassen. Diese Trennung war auch wohl die Ursache von Eduards freundlichem Benehmen gegen mich, und der Gedanke, daß wir uns niemals wiedersehen sollten, erfüllte uns mit tiefem Kummer. Babilgora war 72 Meilen entfernt, und bei den damaligen schlechten Wegen fast unerreichbar. Wir glaubten fest, daß wir auf ewig getrennt würden, gelobten uns aber Freunde zu bleiben bis zu den letzten Tagen unsers Lebens.

Zu Ende des Februar kam Ludwig, der immer Getreue, um uns vor der längeren Trennung noch einmal zu sehen und unsere Angelegenheiten zu ordnen. Das tat er denn auch mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, er übergab Möbel, Betten, mehrere Kästen und meinen Flügel einem Spediteur und suchte bei einem Fuhrherrn selbst den bequemsten Wagen für uns aus, kurz, er sorgte wie ein zärtlicher Vater.

Der letzte Abend rückte heran. Ludwig war, wie wir alle, sehr erregt. Er sprach viel von einer längst projektierten Geschäftsreise nach Schlesien, die er dann leicht mit einer zu uns nach Babilgora verbinden könne, wie er schon jetzt sich freue dann längere Zeit mit uns auf dem Lande zu leben. Kurz, er tat alles, um das Schwere des Abschiedes zu erleichtern, aber seine liebenswürdigen Bemühungen nützten nichts, es lag wie vor einem Gewitter auf uns.

Eduard, der diese bangen Stunden mit uns zu brachte, gab, wie ich, auch nicht dem kleinsten Hoffnungsschimmer Raum. Wir waren beide zu jung, um

nicht gern das Allertraurigste zu glauben. So nahm er unter heißen Tränen auf ewig Abschied von uns allen, preßte mich an sich, flüsterte „meine Köse“ — und stürzte hinaus.

Ich sank wie gebrochen auf einen Stuhl nieder, barg mein Gesicht in beide Hände und schluchzte laut. Ein etwas strenger Ruf von Ludwig brachte mich zu mir selbst. Nach einer kleinen Weile wünschte ich „gute Nacht“ und ging mit Lore in den Alkoven, wo für uns ein Lager auf der Erde bereitet war.

Cäsar hatte sich schon bequem daraufgelegt; bei unserm Anrufen bewegte er nur die Schwanzspitze und tat, als verstünde er uns nicht. Wir fühlten aber heut kein Mitleid, jagten ihn fort, legten uns nieder und weinten, vom Kummer ganz übermannt, als ob wir die Stadt Berlin mit unsern Tränen überfluten wollten. Die kleinen Taschentücher reichten bald nicht mehr aus, da langte ich mir mein Handtuch herunter, gab Lore das eine Ende davon, behielt das andere, und nun weinten und schluchzten wir, bis der Schlaf uns überfiel. Am andern Morgen, als Mine uns weckte, warf ich das tränenfeuchte Handtuch, das ich noch in der Hand hielt, gleichgültig beiseite, und kleidete mich schnell an.

Vor jeder Reise, sei sie auch noch so wohlgeordnet, gibt es stets noch so viel tausend kleine Geschäfte, daß man über die schwere Abschiedsstimmung fast immer glücklich hinwegkommt. So ging es auch uns. Wir saßen im Wagen, der Pudel lag zwischen uns, wir weinten, wir winkten zum Fenster hinaus, solange wir Lud-

wigs buntseidenes Taschentuch noch wehen sahen, ohne jedoch eigentlich zum rechten Bewußtsein des Ernstes der Stunde zu kommen.

Es war sehr früh, die Geschäftslokale noch alle fest verschlossen, und die stillen, menschenleeren Straßen veränderten die Stadt so sehr, daß sie mir ganz fremd und unbekannt vorkam. So erreichten wir das Tor. Der Kutscher trieb die Pferde an, auf der glatten Chaussee ging es rasch vorwärts, und als wir mittags Rast machten, lag unser Leben in Berlin schon wie ein Stückchen Geschichte weit hinter uns.

